



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

Conrad von Bolanden.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Conrad von Bolanden.

Unter dem Pseudonym Conrad von Bolanden verbirgt sich der Prälat Joseph Bischoff in Speyer. Geboren den 9. August 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde im Laufe der Jahre Pfarrer in Börrstedt. Im Jahre 1870 legte er sein Amt nieder, um sich ungestört schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können. Er entwickelt denn auch seit jener Zeit eine außerordentliche Thätigkeit. Fast jedes Jahr bringt von ihm einen neuen Roman, meist in mehreren Bänden. Bis jetzt sind von ihm — sämtlich unter dem Pseudonym Conrad von Bolanden — außer einigen kleineren folgende größere Werke erschienen: Eine Brautfahrt 1857. Franz von Sickingen 1859. Königin Bertha 1860. Barbarossa 1862. Die Aufgeklärten 1864. Historische Novellen über Friedrich II. 4 Bde 1865—66. Angela 1866. Gustav Adolf 4 Bde 1867—1871. Die Schwarzen und die Rothhen 1868. Fortschritt 1870. Raphael 1870. Die Unfehlbaren 1871. Die Mageren und die Fetten 1872. Canossa 3 Bde 1872—73. Der alte Gott. Der neue Gott. Russisch 1872. Die Reichsfeinde 2 Bde 1874. Urdeutsch 2 Bde 1875. Bankrott 3 Bde 1877. Die Bartholomäusnacht 2 Bde 1879.

Bolanden hat unstreitig ein bedeutendes Talent. Eine lebhafteste, über alles Kleinliche kühn in's Große gehende

Phantasie, eine gut ausgebildete Darstellungsgabe, verbunden mit reicher Menschenkenntniß und einem umfassenden Wissen beriefen ihn von vornherein zu einer ausgezeichneten Stellung in der Literatur und befähigten ihn zu schätzenswerthen Leistungen. Dazu kam ein bewunderungswerther historischer Weitblick, eine großartige Auffassung der Charaktere und Begebenheiten der Weltgeschichte, sodaß man Bolanden das Prognostikon stellen konnte, er werde ein glänzender Vertreter des historischen Romanes werden. Und er ist es geworden überall, wo sein Auge sich abwandte von dem leidenschaftlichen Tages-Hader der Parteien und sich zuwandte den ewigen Ideen, die den Lauf der Weltgeschichte bestimmen; wo er willig seinem Genius folgte, der ihn mit glänzendem Stabe hinwies auf die großartigen Ideenkämpfe vergangener Jahrhunderte. Traurig aber senkte der Genius der Poesie seine Flügel, wenn Bolanden Tagesfragen behandelte mit der heftigen Energie und Rücksichtslosigkeit eines Journalisten und seine Novellen zu einer Arena machte für die aufeinander pläzenden Geister. Der Duft der Poesie entwich, der ängstigende Dunst der Tageskämpfe lagerte sich über die Gebilde des Dichters, die nun nicht mehr Anspruch machen können auf dichterische Erzeugnisse. Von vornherein nehmen wir Abstand von diesen; denn die Verdienste, welche sich Bolanden durch diese seine lustreinigende Thätigkeit auf dem Gebiete der Tagesfragen unläugbar erworben hat, können an diesem Platze nicht gewürdigt werden. Der Bolanden, den wir hier in's Auge zu fassen haben, ist der Dichter großer historischer Romane, nicht der wortmächtige Krieger im Streit. Freilich streift Bolanden auch in diesen Werken vielfach an Tagesfragen, aber in durchaus künstlerischer Weise. Er wählt Charaktere und Begebenheiten, die dem Verständnisse der Gegenwart nahe liegen, die vielfache Berührungspunkte haben mit dem religiösen und politischen

Leben unserer Tage. So weht es uns aus den Blättern seiner historischen Romane sofort wie der lebendige Hauch modernen Geistes entgegen; wir wenden Blatt um Blatt und erleben Kämpfe und Thaten, wie unsere Tage sie in so vielfacher Gestalt gezeitigt. Wir haben nicht nöthig, uns in die Denk- und Gefühlswelt jener längst vergangenen Jahrhunderte zurück zu versetzen, denn wir bewegen uns in verwandten Gedankenkreisen. Der Kampf der Kirche mit dem Staate um unveräußerliche Gerechtsame, der Kampf des Rationalismus, wie er sich im Protestantismus verkörpert, gegen das Dogma wird ja ewig derselbe und ewig neu bleiben; in immer wechselnden Gestaltungen wird er wiederkehren. Darum sind uns von vornherein die gewählten Charaktere und Begebenheiten in Volanden's historischen Romanen sympathisch. Die großartigen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum zur Zeit Barbarossa's und Heinrich's IV; die Reformation und der Bauernkrieg; der Zug Gustav Adolf's gegen die Kaiserlichen und die Bartholomäusnacht; Friedrich der Große und die französische Revolution — das sind Stoffe und Personen, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Es ist aber nicht der feine Tact des Künstlers, nicht das Bewußtsein, daß sich aus solchem Material Tüchtiges schaffen lasse, allein, was Volanden zu historischen Stoffen treibt, sondern das Bestreben, die geschichtlichen Vorgänge so darzustellen wie sie geschehen, die Personen so wie sie gewesen sind. Denn Volanden sagt mit Rücksicht auf die oben genannten Charaktere¹⁾: Die Historie habe viele Begebenheiten und Charaktere der Weltgeschichte in unmotivirter Weise glorificirt, sie mit einem Nimbus umgeben, der ihnen in der That nicht zukomme, der ihre Blößen verdecken solle.

¹⁾ Vorrede zu: „Eine Brautfahrt“.

Diesen Nimbus will Volanden zerstören, diese Blößen will er Jedermann's Auge offen legen. Dabei hält er sich streng an die authentischen geschichtlichen Quellen, zahlreiche Citate belegen Worte, Handlungen und Scenen, die an sich manchem wenig glaubwürdig vorkommen würden. So erscheinen Barbarossa, Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich II. in Volanden's Romanen in ganz anderem Lichte, als man sie in den verbreitetsten Lehrbüchern der Geschichte zu sehen gewohnt ist: das Gesicht zeigt die Spuren ungebändigter niedriger Leidenschaft, selbstüchtigen Strebens und hochmüthiger Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Selten oder vielmehr nie fällt ein Lichtstrahl edeler Gesinnung in diese tiefste moralische Nacht.

Man darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob die von Volanden gewählten historischen Persönlichkeiten den ästhetischen Ansprüchen genügen. Der Held oder vielmehr die Hauptperson eines Romanes soll unsere Sympathien gewinnen, wir sollen ihren Schicksalen, Abenteuern und Seelenkämpfen mit wachsendem Interesse folgen, gleichsam Freud und Leid mit ihr theilen. Der Romanheld kann ein leidenschaftlich erregtes Individuum sein; er kann in blindem Triebe seine Seele mit Schuld belasten — nie aber darf der Dichter einen moralisch verkommenen Menschen auf das Postament der erzählenden Dichtung heben. Eben deshalb können Männer wie Luther, Heinrich IV., Gustav Adolf u. s. w. in den Volanden'schen Romanen uns kaum genügen.

In gleicher Weise abstoßende Charaktere bieten die in neuerer Zeit spielenden Romane Volanden's in Fülle. Gewissenlose hochmüthige Professoren, die von gewöhnlichen Leuten blamirt werden; schurkische Liberale, an denen kein gutes Haar ist; Minister ohne jedes sittliche Gefühl; Pfarrer, denen jede priesterliche Würde abhanden gekommen

— das ist die Gesellschaft, in die Volanden in mehreren seiner Werke uns einführt. Unbefriedigt, ja voll Abscheu müssen wir uns von solchen Gestalten abwenden.

Glücklicherweise hat Volanden aber eine so stattliche Reihe meisterhafter Romane geschaffen, daß man die weniger gelungenen leicht über diesen vergißt. Seine ältern Romane dürfen sämtlich — wenn man eben davon absteht, daß einige Mal sittlich verworfene Menschen zu Hauptpersonen gemacht sind — als Perlen unserer katholischen Erzählliteratur bezeichnet werden. Namentlich sind hervorzuheben: Eine Brautfahrt — Franz von Sickingen — Königin Bertha — Barbarossa — Gustav Adolf — Canossa und unter diesen als der beste Roman Franz von Sickingen. Man darf die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Titelhelden den besten Schöpfungen unserer Romanliteratur überhaupt zählen. Sickingen, getrieben von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Rechte des Adels, wirft sich auf zum Bertheidiger desselben gegen die Uebergriffe des Kaisers. Viele Anhänger scharen sich um ihn. Da erwacht sein Ehrgeiz, der Glanz der Krone lockt ihn, er selbst will deutscher Kaiser werden. Mit unbeugsamer Energie geht er seinen Weg weiter, bis die Vorsehung ihm ein Ziel setzt. Wie nun der tödlich verwundete Held auf dem Schmerzenslager liegt, wie er sein vergangenes Leben und Kämpfen überschaut, wie er schauernd bemerkt, wie viel Blut und Leben er seinen ehrgeizigen Plänen geopfert, wie dann sein ganzes großes Herz in dem Gefühle bitterer Reue aufgeht — das ist mit wahrhaft erschütternder Tragik dargestellt. Der finstere trotzig Sickingen ist uns nahe gebracht. Mit innigem Antheil folgen wir ihm auf seiner gefährlichen Bahn, und tiefe Trauer beschleicht uns, als wir ihn endlich in den Abgrund stürzen sehen. Ein schöner Zug ist die rührende Liebe Sickingen's zu seiner verewigten Gattin. Wenn deren Bild in all seiner

Liebllichkeit vor seine von finstern Geistern umschwebte Seele tritt, dann weichen jene mächtigen Gestalten; er sehnt sich nach ihr, wünscht die weiche Stimme zu hören, welche ihn so oft abhielt von mörderischem Beginnen und die wilden Gedanken aus seiner Seele scheuchte.

Auch „Barbarossa“ ist eine Gestalt, die den ästhetischen Ansprüchen, die man an den Helden eines Romanes stellen muß, vollauf genügt. Wir haben freilich nicht jenen gloriosen Heldenkaiser vor uns, wie ihn Grabbe's genialer Griffel gezeichnet, immer aber noch eine bedeutende Schöpfung. Bolanden hat es wohl verstanden, den großartigen Zug, der durch alle Handlungen des deutschen Kaisers geht, getreu aufzufassen und lebendig darzustellen. Er erweckt trotz mancher abstoßender Eigenschaften die Sympathien, die man stets den mächtigen Gestalten der Weltgeschichte entgegenbringt. Diese beiden Charaktere sind unter den unzweifelhaft historischen Helden in Bolanden's Romanen die einzigen, denen die Theilnahme der Leser gesichert ist.

Aber nach diesen kommt eine Reihe von Personen — nicht historische, sondern des Dichter's eigenste Schöpfungen — die wir lieben und bewundern lernen. Es sind das die echten mittelalterlichen Rittergestalten, die hünenhaften Helden des Schwertes, die Bolanden mit Meisterhand darzustellen versteht. Wie diese reckenhaften Jünglinge in den Romanen selbst im Fluge die Herzen der Menschen gewinnen, so nehmen sie auch den Leser unwiderstehlich für sich ein. Mit hoher, fast mädchenhafter Schönheit verbinden sie riesenhafte Kräfte und eine harmlos-unschuldige Seele. Wie ein verheerend Feuer dringen sie todverachtend in die Reihen der Feinde, rechts und links die riesigen Mannen wie Grasshalme niederwerfend. Der anziehendste Vertreter dieser Heldenklasse ist unstreitig der prächtig gezeichnete Heinrich von Windstein in „Franz von Sickingen“ und nach ihm Siegfried in

„Canossa“, Hildchen von Rothenek in „Luthers Brautfahrt“, Gieselbert in „Königin Bertha“. Mit welcher Plastik diese Helden in einzelnen Scenen vor das Auge des Lesers treten, mag folgende farbensatte Schilderung aus „Franz von Sickingen“ beweisen, wo die fanatischen Bilderstürmer im Begriff sind, einen Mönch dem hoch aufgethürmten Scheiterhaufen zuzuführen:

„Obwohl die Straße so dicht voll Menschen war, daß jeder an dem Platze stehen bleiben mußte, wo er eben stand, sah man dennoch einen Mann mit Erfolg durch das Gewühl sich Bahn brechen. Seine hohe Gestalt überragte Alle, sein glühendes Angesicht war dem Scheiterhaufen zugekehrt. Vor der Brust hielt er ein wuchtiges Schwert, das seiner Breite und Länge wegen viele Aehnlichkeit mit den Zweihändern hatte, so genannt, weil sie mit beiden Händen geführt und nicht am Wehrgehäng, sondern auf der Schulter getragen wurden. Mit der Rechten theilte er ohne besondere Anstrengung die Masse. Sein Haupt bedeckte eine Stahlmütze, auf der eine rothe Feder stak, die in einiger Entfernung, wie eine kleine Flamme, über dem dunklen Gewühle flackerte. Während er mit steigender Eile vorwärts drängte, wich vor dem Harnische des Mannes die Menge zurück, wie vor dem Riele des Schiffes die zürnenden Wogen des entgegenströmenden Meeres. Manche Flüche und Verwünschungen wurden laut im Volke und bezeichneten die Bahn, welche Heinrich von Windstein nahm; denn nur er konnte Schwierigkeiten überwinden, die gewöhnliche Menschen würden erdrückt haben, ohne sie an's Ziel gelangen zu lassen.

Endlich stand Heinrich vor dem Scheiterhaufen. Drei Schritte vor ihm wurden eben dem Mönche die Hände grausam zusammengeschnürt. Windstein war beim Anblicke des Gemarterten wie versteinert stehen geblieben. Der Ordensmann schlug gerade das matte Auge auf und ließ es mit stillem, ergebenem Schmerze auf dem Junker ruhen. Da flammte eine dunkle Gluth über Windsteins Angesicht, er stieß eine furchtbare Verwünschung aus, rannte den vor ihm Stehenden zu Boden, stürzte über ihn weg, Knebel entgegen, der mit häßlichem Grinsen die Stricke in das Fleisch des Mönches zog. Noch rechtzeitig griff der Prediger zur Art und warf sich voll Muth dem hereinbrechenden Krieger entgegen.

„Nimm das, Papistenhund!“ rief Knebel, indem er gegen Windsteins Haupt ausholte. Sein Hieb erreichte jedoch das Ziel nicht; denn

von Windsteins eisernem Faustschlag getroffen, der wohl einen Stier würde getödtet haben, stürzte Knebel mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

Dieser Anfall geschah so plötzlich, daß Heinrich mit seinem Dolche die Stricke an des Mönches Händen bereits zerschnitten hatte, bevor die verblüfften Fanatiker des Predigers Tod rächen konnten. Jetzt aber drängte ein ganzer Haufen voll Wuth gegen den Ritter.

„Nieder mit ihm, — haut ihn in Stücke!“ brüllte es von allen Seiten und tausend Hände erhoben sich zu des Jünglings Verderben.

„Was, ihr Bestien? Gegen mich wollt ihr zu Felde ziehen? Ha, nur heran!“ rief der grimme Herr von Windstein und sein mächtiges, gefürchtetes Schwert fuhr aus der Scheide. Das flammende Auge des Ritters, das eiserne furchtbare Gesicht, — den schönen Zügen Heinrichs fast nicht mehr ähnlich, dazu die hohe Gestalt, welche Grimm und Wuth aufzutreiben schienen, hätten jetzt Herrn Nikolaus andeuten können, weshalb dieser Krieger gemeinhin „rother Schlächter“ genannt wurde. Durch den hochaufgethürmten Scheiterhaufen im Rücken gedeckt, stand er zum Kampfe bereit und erwartete den drohenden Angriff der tobenden Menge. Hätte der blutdürstige Pöbel geahnt, wer ihm gegenüber stehe, er würde scheu zurückgewichen sein; denn im ganzen Reiche erklang Windsteins Waffenruhm, und das gemeine Volk war eher geneigt, Heinrichs Thaten bis in's Wunderbare und Uebermenschliche zu übertreiben, als dieselben herabzusetzen. Das Geschick aber wollte, daß Niemand den Furchtbaren erkannte, der einem Löwen gleich, zum verderblichen Sprunge bereit lag.

Die bisherigen Führer und Quäler des Mönches, zwei lange, knochige Burschen, stürzten zuerst mit ihren Aexten gegen den jugendlichen Helden. Man konnte nicht unterscheiden, ob Windstein mit einem Streiche Beiden die Köpfe vom Rumpfe hieb, oder ob er zweimal ausholte. Im letzteren Falle mußte der zweite Hieb mit Blitzesschnelle geführt worden sein; denn die Köpfe rollten zu gleicher Zeit auf den Boden und die hinsinkenden Leichname übergossen den Krieger mit zwei hochaufsteigenden Blutstrahlen. Die unmittelbaren Zuschauer dieser blutigen That wichen zwar erschreckt zurück, allein das dumpfe, drohende Murren der Masse brach in stürmisches Geheul aus und schon tief im Gewühle erhoben sich Waffen gegen Heinrichs Brust. Manche Stöße trafen des Kämpen undurchdringlichen Panzer, wiederholt sausten Streiche um sein nothdürftig geschütztes Haupt, und nur seine Geschicklichkeit in Führung des Zweihänders, seine Besonnenheit

und die wunderbare Stärke des Armes konnten ihn retten. Bei jedem Stiche und Hiebe, die schnell abwechselten, je nachdem die Stellung des Angreifenden es forderte, sanken die Körper in den Tod. Faust, der mit Vergnügen dem gräßlichen Würgen zusah, versicherte, Windstein habe öfter das Schwert mit beiden Händen gefaßt und zwei Leiber auf einen Streich mitten entzwei gehauen. Schnell bildete sich ein Haß von Leichen, und da die Vordersten oft wider Willen von der im Rücken drängenden Masse unter das gefräßige Schwert des rothen Schlächters getrieben wurden, dauerte das Gemetzel einige Minuten fort, bis ein Zufall dasselbe schnell beendigte.

Das ist eine kräftige, wirkungsvolle Schilderung. Aehnlich ist eine Scene in „Canossa“, wo Siegfried sich zum Beschützer des als Sklavin verkauften Mädchens aufwirft und es aus den Händen seiner Gewalthaber befreit. Auch hier: dramatische Lebendigkeit, Kraft und Anschaulichkeit. Und überall, wo Volanden solche Charaktere und solche Situationen vorführt, da ist er ein Meister, den so leicht nicht Jemand erreicht. Er hat diese Gestalten mit reiner dichterischer Freude, das merkt man ihnen an, ausgearbeitet, und wenn Volanden sein dichterisches Feuer ohne jede Rücksicht auf polemische Neigungen sich ergießen läßt, dann kann man Freude an seinen Schöpfungen haben, und darum erscheinen hier Volanden's Romane unter dem historischen Roman einrangirt. Diese jugendlichen Ritter prägen sich unserer Phantasie ein, man folgt mit athemloser Spannung ihren abenteuerlichen Zügen, man haut und sticht mit ihnen. Deshalb sind jene seiner Romane, in denen solche Charaktere vorwiegend auftreten, also jene, die im Mittel- und Reformationszeitalter spielen, unstreitig die besten. „Franz von Sickingen“, „Barbarossa“, „Canossa“, „Königin Bertha“, sind Romane, die in mancher Beziehung, wenigstens was die Charakterzeichnung anbelangt, den Vergleich mit Scott's „Ivanhoe“ wohl aushalten. Wie trefflich sind z. B. alle jene Scenen in „Eine Brautfahrt“ und „Franz von

Siedingen“, in denen entlaufene Mönche und Nonnen auf die Bühne treten! Man glaubt sie vor sich zu sehen, diese ehr- und sittenlosen Renegaten, die das neue Evangelium so schnell zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften zu benutzen wissen und im Sturmschritt die verlorenen Freuden der Welt nachzuholen suchen:

„Obwohl der schmale Pfad nur für eine Person hinlänglich Raum ließ, gingen die lustigen Klosterleute dennoch paarweis, wobei die Mönche ihre Schönen mit solcher Vertraulichkeit behandelten, daß jedenfalls zwischen ihnen seit längerer Zeit mußten zarte Verhältnisse bestanden haben. Alle überbot durch Ausgelassenheit und drollige Einfälle der Cisterzienser Albert. Selbst der ernste Bucer, welcher mit seiner Auserwählten von der Gesellschaft sich ziemlich ausschloß, konnte ihm manchmal ein Lächeln nicht versagen. Da es gegenwärtig bergauf ging und Albert sehr beleibt war, hinderte ihn die außerordentliche Thätigkeit der Zunge an der Fortsetzung seiner Schwänke. Nothgedrungen schloß er sich vom allgemeinen Gespräche aus und versüßte durch ein Liebesgespräch mit seiner Schönen den saueren Gang.

Diese war ein hohes, starkes Frauenzimmer. Wäre ihr Blick nicht zu frei und ihr Gesicht nicht zu feist gewesen, hätte man sie schön heißen können. Gegenwärtig schlug sie das große braune Auge nieder und horchte auf Alberts Rede, welcher sein Liebesgespräch mit einer Verwünschung gegen die Klöster schloß.

„Sieh', lieb Herz“, — fuhr er fort, „wir beide taugten ebensovwenig für's Kloster, als der Teufel für den Sakristan. Gottlob, die Zeit ist vorbei, wo Aeltern ihre Kinder im Mutterleibe schon dazu bestimmten, in jenen Höhlen lebendig begraben zu werden. Mein Leben war fortwährendes Sterben, da ich keine Hoffnung sah, Dich jemals zu besitzen. O der Luther ist ein zweiter Heiland für alle Mönche und inbrünstigen Nonnen, — anbeten möchte ich seinen grimmigen Zorn gegen die Klöster! Alle Päpste und Heilige sind nur Stümper gegen Luther; denn er reißt in einem Jahre mehr zusammen, als diese in tausend Jahren aufgebaut haben.“

„Schlägst Du wirklich den Augustiner so hoch an?“ fragte die Nonne mit einigem Zweifel in Blick und Miene.

„Höher als alle Heiligen und Propheten, — dies will ich Dir haarscharf argumentiren!“ versetzte Albert. „Unter allen Propheten war Johannes der Täufer der größte, — wie's ausdrücklich in der

Bibel steht. Dieser Johannes aber trank lauter Wasser, als Heuschrecken und hungerte sich halb todt, — was jedenfalls nach meinem Verstand und Luthers reinem Evangelium die größte Narrheit ist. Der Augustiner hingegen hat alles Wasser in den Bann gethan, — Wein ist sein Lebenselement, auch torgauisch Bier soll er ungemein lieben; — daraus folgt, daß der Täufer ebenso tief unter Luther steht, als Wasser unter Wein.“

„Dein Beweis steht doch nicht ganz auf festen Füßen, Albert“, meinte die Nonne; „selbst unser Pförtner könnte ihn mit seiner Schriftweisheit zu Fall bringen.“

„Der alte Erph? Freilich — der ist ein Papist, — der steht auf falschem Grund und Boden. Wer sich jedoch auf den Boden des freien Evangeliums begibt, für den ist mein Beweis unumstößlich. Und was den Luther noch vollständig zum Heilbringer macht, ist der Umstand, daß er die Weiberliebe auf den Thron erhebt und jeden zum Narren stempelt, welcher die Weiber nicht mag! Ja — lieb Duse, vorher war ich nur ein armer Wicht. Du aber machst mich zum König der Freude und zu einem so hartgläubigen Lutherischen, der noch lutherischer ist, als Luther selber.“

Die entlaufene Nonne ging in Alberts Scherz nicht ein, sondern sprach nach ernstem Sinnen:

„Könnte ich nur so vollkommen von Luthers Evangelium überzeugt sein, wie Du!“

„Dies kannst Du, sobald Du willst, Duse!“ erwiderte Albert. „Befolge nur des Augustiners Rath und halte jeden Skrupel für Eingebung des Teufels.“

„Trotz aller Anstrengung gelingt mir dies nicht immer“, bekannte die Nonne. „Könnte ich doch nur den Tag meiner Einkleidung vergessen, — das Gelübde ist ein schwarzer Flecken in meinem jungen Glück.“

„Pah!“ rief der Mönch mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Laß mit den Klostermauern alle finsternen Bedenklichkeiten hinter Dir! Frei sind wir von knechtischem Zwang, — Gelübde sind Schrift und Gottes Willen zuwider, — eine Erfindung des Papstes, welcher ein Stück vom Teufel ist, und dem Teufel ist man zum Gehorsam nicht verbunden. Also Duse — erheitre Dein Gesicht und gib mir einen Kuß!“

(Aus „Franz von Sickingen“.)

Nicht minder ausgezeichnet sind die Gestalten alter bieder ferniger Ritter, deren Bolanden's historische Romane

ebenfalls eine große Auswahl aufweisen. Man nehme nur „Königin Bertha“. Da haben wir den trefflichen Eckert, den muth- und humorvollen Volksbrand, den kernigen Nachmund, und ihn nicht zu vergessen, obgleich er eigentlich den Rittern nicht beigezählt werden darf, den ausgezeichneten Abt Stephan. Den Männergestalten in den in der Gegenwart spielenden Romanen vermag man ein gleiches Interesse nicht abzugewinnen. Zwar finden wir auch hier treffliche Charaktere in Menge, aber sie sind meist angekränkt von der Blässe des Gedankens. Sie unterbrechen stets den Fluß der Erzählung durch seitenlange religiöse und politische Gespräche und Disputationen, scheinen überhaupt nur da zu sein, Versikel für die Gedanken und Ansichten des Dichters zu werden. Das ist in ästhetischer Beziehung sehr zu bedauern, denn, wie ein kompetenter Kritiker (Keppler, Tübingen) in Nr. 7 der „Literarischen Rundschau“ von 1879 sagt: „Es hat lange gebraucht, bis man unserer katholischen Romanliteratur die Wahrheit zum Bewußtsein gebracht hat, daß nicht jene Romane die Besten seien, die dem Leser gleichsam mit jedem Satze ihre katholische Tendenz in's Angesicht blasen, sondern diejenigen, welche die gute Richtung und der gute Zweck wie die unsichtbare Luft still und heimlich umweht. Denn jenem Wind wird das Gesicht sich bald abwenden, diese Luft aber hat der Leser eingeathmet, ehe er es merkt.“ Und ähnlich sagt der „Handweiser“ in Nr. 44 vom Jahre 1866: „Es kommt uns immer ein gelindes Frösteln an, wenn wir in einem poetischen Kunstwerke lange Unterredungen über Vogt, Molechott und Gzolbe, über Sybel's historische Zeitschrift und dergl. auch nur sehen. Zudem sind derartige Auseinandersetzungen gar nicht des Verfasser's Stärke.“

Dazu kommt, daß uns Bolanden in den in der Neuzeit spielenden Romanen nicht lebenswahre Gestalten vorführt,

sondern, wie der „Handweiser“ in Nr. 26 von 1864 sagt: „Caricaturen, die uns stoßen“. Grund genug, diese zur Beurtheilung nicht heranzuziehen und uns nur an den „historischen Bolanden“ zu halten.

Von Bolanden's Frauencharakteren läßt sich nicht so viel sagen. Es ist des Dichters Stärke nicht, der Frauen Gemüth und Neigungen zu ergründen und dichterisch zu veranschaulichen, sein kräftiger Geist hat weit mehr Gefallen an streitbaren Männern. Die Ritterfräulein haben keine Ader von dem, was man in Romanen gewöhnlich zu finden pflegt, sie leben zurückgezogen und treten wenig in den Vordergrund. Immerhin aber sind einzelne unter diesen von hohem Reiz. Ethelinde und Irmensinde in „Königin Bertha“, Gisela von Hohenfels in „Luthers Brautfahrt“ sind meisterhafte Figuren.

In den Nebenpersonen hat Bolanden eben keine große Auswahl. Einzelne Gestalten aber sind vortrefflich. So namentlich die Landsknechte, die Vertreter der alten unbändigen Kriegskunst. Wehe dem, der ihnen in die Finger geräth, für seine Knochen kann Niemand Garantie übernehmen! Und alle Volks-scenen, so namentlich in „Königin Bertha“, „Canossa“ und „Barbarossa“, sind ausgezeichnet.

Gegen die Weise, wie Bolanden seine Personen schildert, kann nichts eingewendet werden. Fern von jenen abstracten Aufzählungen, welche die Mehrzahl unserer Romane so unausstehlich machen, entfaltet er künstlerisch die Charaktere nur durch die Reden und Handlungen der Personen, und verschmäht es, ein ergänzendes Wort hinzuzufügen. Er charakterisirt auch nicht durch geschickte Anbringung einer Fülle von einzelnen Zügen, sondern in großen Umrissen. Er zeichnet in einer für die Phantasie sehr anregenden Weise, er setzt die Einbildungskraft des Lesers in lebendige Bewegung, und diese fügt unwillkürlich das Fehlende hinzu.

Dieser Vorzug Bolanden's kann nicht hoch genug angeschlagen werden; er beweist, welch ein Talent in ihm verborgen liegt, obgleich dasselbe einer ruhigen Durchbildung dringend bedürftig ist. Mit welcher Plastik tritt nicht Heinrich von Windstein's Gestalt hervor!

Das Seelenleben, ich meine das Walten mächtiger Leidenschaften, wird in Bolanden's Romanen nur sehr oberflächlich berührt. Tiefe, das ganze Wesen eines Individuums aufregende, innere Kämpfe haben wir fast nirgends. Die auftretenden Personen haben die Zeit der Charakterbildung hinter sich, sie sind in sich fertig, es sind nur noch äußerliche Ereignisse, welche ihre Empfindungen erregen können. Auch handelt es sich in der Mehrzahl der Bolanden'schen Romane nicht um den Kampf widerstrebender, mächtiger Leidenschaften, sondern nur um Befriedigung starker, auf greifbare Ziele gerichteter Begierden, z. B. nach Macht, Länderbesitz, Alleinherrschaft. Diesen Begierden tritt natürlich der Wille entgegen, das Besitzthum zu behaupten, daher entstehen gewöhnlich Conflict, welche nur auf dem Schlachtfelde ihre Lösung finden können. Nie kommt eine Empfindung mit einer andern gleich mächtigen in Conflict; nirgends ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe, oder Ehre und Liebe, oder Pflicht und Ehre; nirgends jenes gewaltige Stürmen der Leidenschaft, welche Himmel und Erde in Bewegung setzt, um den Gegenstand ihrer Glut zu gewinnen; nirgends jenes widerspruchsvolle Auf- und Niedermogen des Gefühls, der Sehnsucht, des Bangens, des Hoffens — immer nur der eiserne Wille, welcher sich an einem andern stößt, immer nur Conflict, welche nur durch die Waffen der Kriegsknechte und die Kugeln der Kanonen gelöst werden können.

Das zu schildern ist Bolanden der Meister. In „Barbarossa“ sehen wir eines der grandiossten Trauerspiele der Weltgeschichte sich entwickeln, die Zerstörung des mächtigen

und stolzen Mailands durch Kaiser Friedrich I. In umfangreichen, farbenprächtigen Gemälden gleitet der großartige Kampf zwischen Kaiser und Papst vor unsern Augen vorüber. In „Königin Bertha“ schildert er den Kampf Heinrich's IV. gegen die Macht der sächsischen Herzoge. Zugleich treten schon die Anzeichen der späteren Conflictes des Kaisers mit der Kirche deutlich hervor. In „Canossa“ sehen wir den Streit offen entbrannt. „Hie Papst, hie Kaiser“, ist das Lösungswort. Mit sicherer Hand entwirft Volanden ein umfangreiches, echt dichterisches Bild des denkwürdigsten aller weltgeschichtlichen Kämpfe. „Franz von Sickingen“ und „Luther's Brautfahrt“ führen uns in das Zeitalter der Reformation. Absonderliche Schwärmer und wunderliche Heilige, aufrührerische Bauern und entsprungene Mönche, rauchende Klöster und zuckende Leichname — bilden die schauerliche Staffage des personenreichen, farbensatten Gemäldes, dessen Mittelpunkt Luther und Sickingen abgeben. Die „Bartholomäusnacht“ zeigt uns die Bluthochzeit vom 25. August 1572 in ganz neuer Beleuchtung. Die französische Revolution von 1789 und der heldenmüthige Kampf der Vendée gegen die republikanischen Gewaltthaber bildet den Inhalt von „Bankrott“.

Ueberall folgt der Dichter in seinen historischen Romanen dem Faden der Geschichte. Von einer romanhaften Verschlingung der Begebenheiten, von einer Verwicklung und demgemäß auch von einer Lösung ist selten die Rede. Auch fehlt es der Haupthandlung an Mannichfaltigkeit. Manche Begebenheiten wiederholen sich. Friedrich's Zug nach Schlesien und die Manipulationen seiner Agenten haben viele Aehnlichkeit mit dem Zuge Gustav Adolf's. Volanden mag selbst gefühlt haben, daß seine Romane durch ihre Haupthandlung das Publikum nicht immer fesseln würden; er ist deshalb darauf bedacht gewesen, eine Fülle interessanter

Einzelheiten hinein zu verweben und so den Hauptstamm mit grünem Epheu zu umranken. Die meisten dieser anziehenden Scenen hängen mit der Liebesgeschichte zusammen, welche in Bolanden's Ritterromanen nie fehlt und in „Gustav Adolf“ vorzüglich durchgeführt ist.

Außerdem bieten selbstverständlich die Wechselfälle des Krieges eine bunte Fülle anziehender Scenen. Und diese in höchst anschaulicher Weise darzustellen: darin besteht hauptsächlich mit Bolanden's Stärke. Mag er den Kampf des Einzelnen gegen einen Einzelnen, des Einzelnen gegen Viele, der Masse gegen die Masse; mag er eine Belagerung, ein Turnier, eine Schlacht vorführen, oder Lagerscenen, Bechgelage — immer ist die Darstellung von packender Gewalt. Wahre Meisterstücke dieser Art sind die Kämpfe Siegfried's von Landeck und Heinrich's von Windstein, die Belagerung Mailands und Magdeburgs, das Turnier in „Königin Bertha“, die Schlacht bei Breitenfeld und die prächtigen Lagerscenen in „Gustav Adolf“. Der Genuß, den diese Schilderungen dem Leser bereiten, läßt ihn über viele Unebenheiten hinwegsehen. Man lese nur z. B. folgende Scene aus „Barbarossa“, welche die Abbitte der Mailänder zum Gegenstande hat:

„Von Mailand herüber nahten langsam und traurig, wie beim Grabgeleite, die dunklen Massen des Volkes. Boran die Consuln nebst vierhundert Edlen, alle barfuß, Asche auf dem Haupte und Stricke um den Hals, — ihre Ohnmacht und knechtische Unterwerfung auszudrücken. An langen Schaften ragten die Fahnen der verschiedenen Abtheilungen und Stadtviertel empor. Schlaff hingen sie herab, von keinem Lufthauche belebt, gleichsam trauernd über Mailands hartes Geschick. Einige Consuln trugen auf blauen Sammtkissen die Schlüssel der Stadthore, sowie der Burgen des Freistaates, um sie dem siegreichen Kaiser zu übergeben. In langgezogenen hinsterbenden Trauertönen und dumpfen, klanglosen Schlägen begleiteten Posaunen und Trommeln den Auszug. Manchmal schwiegen auch diese, und man hörte aus den Gassen der Stadt herüber Trauerlieder und Bittgesänge, wie solche das Volk bei

schweren Unglücksfällen anzustimmen pflegt. So bewegten sich die Tausende heran, stumm, niedergeschmettert, klagend, wie ein zum Tode verurtheiltes Volk. Auch der Himmel begann zu trauern; denn schwarze Wolkenmassen verhüllten die Sonne, und eine matte, niederdrückende Luft lag über der Landschaft. Sogar die prunkenden Reihen der Sieger beschlich Wehmuth beim Anblicke des tapferen, tief gedemüthigten Feindes. Nur dort, wo italienische Hilfstruppen standen, gab es schadenfrohe, höhnische Gesichter und beißende Bemerkungen.

Die Consuln langten eben vor der Bühne an und blieben stehen. Dieses Stillstehen pflanzte sich fort von Glied zu Glied, von Reihe zu Reihe, bis hinüber nach Mailand, wo man noch fortwährend aus dem Thore zog. Unbeweglich hielt die Masse. Nirgends ein erhobenes Haupt; das stolzeste hatte Scham und Verzweiflung niedergedrückt. Ueberall Asche, Stricke, Bußgewänder! Trommeln und Posaunen schwiegen, nur aus der Beste klang es wie Todtengesang: „Kyrie eleison, — Kyrie eleison!“ Es hatte den Anschein, als wolle ein ganzes Volk nicht vor einem Menschen, sondern vor Gott für begangene Frevel öffentlich Abbitte leisten. Zuweilen fuhr es laut und schmerzlich aus irgend einer gepreßten Brust, ein Ausschrei der Verzweiflung, und tausendfaches Seufzen und Gestöhn bildete den Wiederhall, — wie letzter Lebenshauch eines dahinsterbenden Volkes.

Vom Kaiserzelte her schmetterten Fanfaren, — Barbarossa nahte. Immer näher rauschten die kriegerischen stolzen Klänge, ein schneidender Gegensatz zu Sack und Asche der Mailänder. Bald sah man den Staufer, hoch zu Roß, von sämtlichen Fürsten umgeben, die Lagerstraße heraufziehen. Ungefähr dreißig Schritte vom Throne entfernt stiegen sie von ihren Pferden. Strahlende Kronen auf den Häuptern der Fürsten, reiche, blinkende Gewänder, in weiten Faltenschlägen die kräftigen Gestalten umrauschend, dazu der sprechende Ausdruck stolzen Selbstbewußtseins im Verhalten der Großen und gebietende Majestät in Friedrich's Blick und Haltung, endlich die weit hingestreckten unabsehbaren Linien des Heeres, — dies Alles verlieh dem Vorgange eine Pracht und Großartigkeit, wie es dem Herrn der Erde gebührte.

Endlos dahinbrausender Jubelruf der aufgestellten Heerschaaren begrüßte Kaiser und Fürsten. Friedrich saß auf dem hohen Sitze, die Fürsten hatten in schöner Ordnung auf den Stufen Platz genommen, und dennoch wollte die stürmische Begrüßung nicht enden. Der rohste Knecht empfand die Bedeutung des Schauspielers. Im Hochgefühl

schwoll ihm die Seele bei dem Gedanken, daß die Strahlen kaiserlicher Oberhoheit verherrlichend bis zu ihm herabbrangen. Er sah seinen Kaiser auf glänzender Höhe, unter ihm die prangenden Fürstenreihen, — zu seinen Füßen, in den Staub geschmettert, das trotzige Volk der Mailänder.

Ähnliche Betrachtungen mochten den Staufer beschäftigen. Wie Triumph und Sieg leuchtete es durch sein ernstes Gesicht. Man sah es ihm an: seine große Seele schwamm in einem Meere befriedigter Ehrsucht. Er sah von Rom bis hinauf nach Lübeck, — alle diese weiten Gebiete und reichen Länder mit ihren Millionen waren seinem Scepter unterworfen. Er spähte nach England, Spanien, Frankreich, und Griechenland, — Vieles blieb noch zu erkämpfen übrig. Lebhaft schwebte ihm das riesenhafte Ziel vor Augen: die erhabene Idee von des Kaisers Oberhoheit über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu verwirklichen. Nicht bloß in Rang und Würde, auch in Herrschergröße und Machtvollkommenheit wollte er Karls des Großen Nachfolger sein. Mit solcher Lebhaftigkeit gab er sich dergleichen Betrachtungen hin, daß ihm die Einleitung zur Unterwerfung Mailands entging. Bereits hatten die Consuln dem Canzler die Schlüssel übergeben, schon hatten sie nebst den vierhundert Edlen den Treueid geleistet, und jetzt schreckte ehernes Gerassel den sinnenden Kaiser auf.

Jene Heeresabtheilungen nämlich, deren Reihen die Ebene in der Richtung vom Lager gegen die Weste durchschnitten, verließen ihren bisherigen Standpunkt und sprengten in östlicher Richtung davon, bis man in der Ferne ihre dunklen Linien die weite Fläche begrenzen sah. Hiedurch wurde der Raum zwischen dem Lager und der Stadt zur Aufnahme der Volksmasse völlig frei. — Diese begann sich in Bewegung zu setzen, wobei die Trommeln Trauermärsche schlugen, begleitet von den Klängen der Posaunen und Hörner. Sie zogen am Throne vorüber, Alle mit Stricken um den Hals, Kreuze in den Händen, Asche auf dem Haupte, Viele in grauen Bußsäcken. Sobald die einzelnen Abtheilungen vor den Thron kamen, legten sie Fahnen und Posaunen nieder und schwuren den Eid der unbedingten Unterwerfung. Sodann setzten sie ihren Marsch langsam und stille fort, nach dem Hintergrunde der vom Heere umstellten Ebene sich zurückziehend.

Dieser einfache Vorgang hatte, im Vereine mit dem Verhalten und Aussehen der Mailänder, etwas ungemein Erschütterndes. So oft die Posaunen zum letzten Male klangen und die Banner zur Erde niedersanken, hatte es den Anschein, als fliege eine Abtheilung des

mailändischen Volkes zu Grabe. Dieses Gefühl hatte die Besiegten lebhaft ergriffen. Die meisten weinten und schluchzten laut. Andere, welche der Vinderung durch die Thränen ob der Größe ihres starren Schmerzes entbehren mußten, schritten in stummer Verzweiflung einher, das todesblasse Gesicht zu Boden gesenkt. — Sogar die Fürsten weinten. Nur Barbarossa blieb kalt und strenge. Strafenden Blickes schaute er nieder, als genüge ihm die schwere Sühne keineswegs für die an kaiserlicher Hoheit begangenen Frevel.

Das Volk war vorübergezogen, und bedeckte die weit ausgedehnte Fläche. Da nahte zuletzt, von sechs weißen Ochsen gezogen, das Carroccium, Mailands Fahnenwagen, eine merkwürdige Schöpfung des Erzbischofs Aribert. Auf einem Wagen, stark und groß, erhob sich ein gewaltiger Mast, dessen höchste Spitze der segenspendende St. Ambrosius, der Schutzheilige des Freistaates, krönte, Mailands Hauptfahne, sowie alle Banner der mit ihm verbündeten Städte, flatterten am Maste. Auf dem mit rothem Tuche behängten und prachtvoll ausgestatteten Wagen standen zwölf Krieger mit Helmen, Brustharnischen und scharlachrothen Waffenröcken. Ebenso waren die Ochsenführer in schreiendes Roth gekleidet. Am Hintertheil hing die Kriegsglocke, an der entgegengesetzten Seite erblickte man den erhöhten Sitz des Priesters, welcher das Carroccium zu begleiten pflegte. Den übrigen Raum hatten Trompeter und Feldscheerer besetzt, alle in bunter Tracht.

Bei Kriegszügen bildete das Carroccium den Mittelpunkt aller Bewegungen. Vor seinem Gebrauche wurde es feierlich eingeweiht; von ihm aus ergingen alle Befehle, wurden alle Kriegszeichen gegeben. Es trug die Hauptfahne auf schwindelnder Höhe, weithin sichtbar, Allen das Zeichen der Sammlung, der Richtung und Ermuthigung. Bis zum Tode das Carroccium zu vertheidigen, war Allen strenge Pflicht. Es bildete gleichsam die Seele des Freistaates, es war der Sitz des Glanzes, der Ehre und des Ruhmes von Mailand.

Der Fahnenwagen hielt jetzt dem Throne gegenüber. Die Stiere wurden ausgespannt; Alle stiegen ab. Bange Grabesruhe lag über der Volksmenge. Thränen in den Augen, blickten sie auf das Sinnbild ehemaliger Größe und Macht; auch dieser Rest verschwundener Herrlichkeit sollte nun vor Barbarossa's unerbittlicher Strenge vergehen. Viele ergriff Wuth und heftiger Ingrimm, indem ihre Blicke zwischen Friedrich und dem Carroccium wechselten. Da dröhnte lautes Krachen über die Ebene: der gewaltige Mastbaum war niedergestürzt, durch seine Wucht das Carroccium zerschmetternd. Weit hinaus flog

der segenspendende Ambrosius; zerrissen, im Staube begraben, lagen die Banner, klagend stürzte die Glocke vom Gestelle, und das vorher prächtige Ganze bildete jetzt einen wüsten Trümmerhaufen, — ein sprechendes Bild des untergehenden Mailands.

Im Volke brach der verhaltene Schmerz in Wehegeschrei aus. Viele rauften die Haare oder stürzten unter der Last des Wehes zu Boden, Andere standen erstarrt, bewegungslos, mit rollenden Augen und krampfhaft zusammengekniffenen Lippen.

Die Fürsten ergriff inniges Mitleid. Alle weinten. Der Staufer allein bewahrte die eiserne Strenge. Während Heinrich dem Löwen Thränen über den Bart herabrollten, und sein ausdrucksvolles Mannesgesicht wie ein Spiegel den namenlosen Schmerz des niedergetretenen Volkes wiederstrahlte, saß Friedrich theilnahmslos, in furchtbarer Ruhe. Das Bewußtsein beleidigter Herrlichkeit hielt jede milde Regung nieder.

Gleich meisterhaft sind die Schilderungen der Natur und des Schauplatzes. Bolanden beschreibt nicht gern, er weiß, daß in der Poesie die Handlung, die That das Wesentliche ist und demgemäß sind seine Schilderungen knapp, aber kräftig. So beschreibt er in „Königin Bertha“ eine Burg folgendermaßen:

„Die Burg ruhte auf einem riesenhaften, die äußerste Spitze des hohen Berges krönenden Felsblock. Finsternes Tannengehölz umgab den Felsen, und leckte mit seinen spitzigen, schwarzen Zungen am Felsen empor. Ohne den freien Ausblick zu hindern, erhöhte der düstere Forst nicht wenig den kühnen Ausdruck des ungemein festen Grafensitzes. Gegen Osten hingen kleine Söller am Gemäuer, deren runde Fensterscheiben freundlich in das prächtige Rheinthale hinabblitzten. Um lustige Fenster kroch dunkelgrüner Epheu, kühn und verwegen bis zu den Zinnen hinaufkletternd. Der westliche Bergtheil lag in trüben Schatten, und trotziger stiegen hier die runden schlanken Thürme gegen Himmel.

Bolanden's Stil ist in seinen älteren Romanen kräftig, prägnant und feurig. Er tänzelt nicht wie ein leichter Zelter, sondern stampft wie ein muthiges Streitroß. Zierliche Wendungen, verschönernde, Adjective, süße Schmeichelworte sucht man bei ihm vergebens, wohl aber die Wortmacht

des Zornes, das Pathos der Entrüstung, den Nachdruck moralischer Hoheit.

Leider kann ich nicht schließen ohne einen Tadel:

Bolanden vermeidet es in seinen letzten Romanen nicht, Ausdrücke zu gebrauchen und Szenen auszumalen, die jedes zarte Gefühl beleidigen müssen. - Mit Recht tadelte Herr Pfarrer Dr. Schulte im „Literarischen Handweiser“ die widerlichen Szenen in „Urdeutsch“ auf's Nachdrücklichste, und die „Kölnische Volkszeitung“ sagt bei Besprechung der „Bartholomäusnacht“ in Nr. 148 III. Blatt von 1879: „Es ist überhaupt zu bedauern, daß Bolanden kein Buch schreiben kann ohne eine vereinzelte Stelle, die im Interesse seiner Leserinnen und jugendlichen Leser besser herausbliebe.“